

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00016-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Nicolas Barreau

Die Zeit der Kirschen

Roman

Kindler

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Satz Adriane bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-463-00016-9

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de

Inhalt

Prolog
1

Prolog



Die Place de Furstenberg ist ein verschwiegener kleiner Platz in Paris. Vier knorrige Bäume, eine alte Laterne inmitten eines Rondells, ein Blumenlädchen, das Musée Delacroix. Touristen verirren sich nicht oft hierher, obwohl der Platz nur wenige Schritte vom *Deux Magots* entfernt liegt, jenem berühmten Literatencafé, von dessen Terrasse aus man einen wunderbaren Blick auf die älteste Kirche der Stadt hat und in dem alle Paris-Besucher einmal ihren *Café crème* getrunken haben wollen – wegen der Existenzialisten und Hemingway.

Die Pariser Intellektuellen meiden das *Deux Magots*, weil die Preise überteuert sind, die Kellner unfreundlich und nicht zuletzt deswegen, weil selbst Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir irgendwann in ein anderes Café abwanderten, das gleich an der nächste Ecke liegt – ins *Café de Flore*, wo angeblich auch noch heute der *wahre* Geist der Literatur weht.

Auch die *Éditions Opale*, wo ich arbeite, liegt in der Nähe der Place de Furstenberg. Eigentlich ein Wunder, dass es mitten in Saint-Germain einen so stillen Platz gibt. Es ist ein großartiger Ort, wenn man unglücklich ist und allein sein will – sofern man keine Bank zum Verweilen braucht.

Es ist Ende April, die Sonne scheint auch am späten Nachmittag noch warm, die letzten Kirschbäume blühen irgendwo in einem verwunschenen Garten in Vétheuil, wo SIE jetzt vermutlich ist. Einen Garten, den ich wohl niemals betreten werde.

Ich habe alles vergeigt. Die Erkenntnis bohrt sich schmerzhaft in meinen Körper wie der gusseiserne Hydrant, auf dem ich sitze. Ich lasse den Kopf in die Hände sinken, starre auf das Pflaster und habe keine Lust mehr, in den Verlag zurückzugehen, wo die anderen sich jetzt gerade auf den Weg machen, um in den Mai zu feiern. Was soll ich noch da? Was soll ich noch irgendwo auf der Welt?

Ich sitze einfach nur da und hoffe auf ein Wunder. Man könnte auch sagen, ich habe jede Hoffnung verloren, was, wenn man es genau bedenkt, so ziemlich dasselbe ist. Wenn ein Arzt davon spricht, dass wir jetzt nur noch auf ein Wunder hoffen können, meint er doch genau das – dass die Sache aussichtslos ist.

Früher habe ich immer gesagt, dass die Hoffnung zu meinem Beruf gehört. Wir verkaufen Träume, und die Welt der Bücher lebt vor allem von der Hoffnung, oder? Der Literaturagent hofft, dass ein Verleger in dem Manuskript, das er anbietet, das gleiche Potenzial sieht wie er und möglichst ein fünfstelliges Angebot macht. Der Verleger hofft, dass seine Bücher sich gut verkaufen, von der Presse «hymnisch» besprochen werden und auf die Bestsellerliste kommen. Und ich hoffe, dass ein Roman, den ich unter vielen mittelmäßigen bis furchterregenden Manuskripten entdeckt habe, von dem ich überzeugt bin und für den ich mich im Verlag eingesetzt habe, am Ende ein Lauffeuer der Begeisterung entzündet. Ja, ich hoffe sogar, dass der geneigte Leser dieses Buch tatsächlich aufschlagen und es lesen wird, statt die nächste Netflix-Serie anzuschauen.

Ich bin André Chabanais, Cheflektor im Verlag *Éditions Opale*. Manchmal bin ich auch Autor – ein recht erfolgreicher sogar. Dann heiße ich Robert Miller. Vielleicht haben Sie den Namen schon mal gehört? Doch von diesem Doppelleben hat lange Zeit niemand gewusst,

nicht einmal mein Verleger, der geschäftstüchtige Monsieur Monsignac, dem ich so vieles verdanke.

Alles fing damit an, dass ich einen Roman über eine Frau schrieb, die ich gar nicht kannte. An jenem frühlingshaften Abend, als das Schicksal sich auf zarten Füßen anschlich, war ich durch die Straßen von Saint-Germain geschlendert. Absichtslos schaute ich durch die Scheiben eines behaglichen kleinen Restaurants mit dem Namen *Le Temps des Cerises*. Rot-weiß gewürfelte Tischdecken, Kerzenschein, gedämpftes Licht. Und dann sah ich Aurélie, die schöne Köchin, von der ich damals noch gar nicht wusste, dass sie Aurélie hieß. Ich sah ihr Lächeln und war wie verzaubert. Ich war beglückt von diesem Lächeln, das nicht einmal mir galt. Wie ein Voyeur stand ich draußen vor dem Fenster und wagte kaum zu atmen, so vollkommen erschien mir dieser Augenblick. Es war das Lächeln einer Fremden, das mich inspirierte und beflügelte, und so stahl ich es mir, ich nahm es einfach mit, steckte es in meine Tasche und machte die junge Köchin zur Heldin meiner Geschichte.

Das Buch, das ich mit Hilfe des Literaturagenten Adam Goldberg (ein guter Freund von mir und ein noch besserer Agent) unter falschem Namen veröffentlichte und das mein bescheidenes Einkommen als Lektor ein wenig aufbessern sollte, wurde – womit niemand gerechnet hatte – ein Bestseller. Und der plötzliche Erfolg eines britischen Autors namens Robert Miller, den es in Wirklichkeit gar nicht gab, wäre mir fast zum Verhängnis geworden.

Vor allem, als die Heldin meines Romans, ebenjene Frau aus dem Restaurant, eines Tages wie eine Erscheinung in den Verlagsräumen der *Éditions Opale* stand und mir erklärte, der Roman dieses großartigen Schriftstellers habe ihr das Leben gerettet, sie wolle unbedingt

den Mann kennenlernen, der *Das Lächeln der Frauen* geschrieben habe, und hoffe auf meine Hilfe.

Ich war wie vom Donner gerührt.

Was habe ich nicht alles angestellt, um sie von diesem unmöglichen Vorhaben abzubringen und ihr Interesse auf mich zu lenken! Aber wer nimmt schon den Lektor, wenn er den Autor haben kann?

Aurélie verfolgte ihren Plan, Robert Miller kennenzulernen, mit einer Mischung aus Verrücktheit und Entschlossenheit, die ich so noch bei keiner Frau gefunden habe.

Ich war beeindruckt. Und ich war verzweifelt. Vor allem aber war ich bald schon hoffnungslos verliebt in dieses eigenwillige Geschöpf mit den grünen Augen und dem honigfarbenen Haar. Und anstatt ihr einfach die Wahrheit zu sagen – was mir in diesem Moment vollkommen undenkbar schien, weil es mich meinen Job gekostet hätte –, verstrickte ich mich immer mehr in ein Geflecht aus Lügen und Betrug, um das Herz der schönen Köchin für mich zu gewinnen.

Scheinheilig bot ich mich als Postillon d'amour an, vermittelte in meiner Eigenschaft als Lektor Briefe zwischen der Köchin und dem angeblich so menschen scheuen englischen Schriftsteller, der allein mit seinem Hund Rocky in einem Cottage hauste, und beantwortete diese selbst als Robert Miller. Ich arrangierte Treffen, die der Autor im letzten Moment platzen ließ, und tröstete nur zu gern Aurélie, die sich enttäuscht in die Arme des Wolfs im Schafspelz sinken ließ – in *meine* Arme. Doch dann machte ich einen Fehler, sie witterte den Verrat, zählte eins und eins zusammen und warf mich kurzerhand aus ihrem Leben. Die Frau, die ich über alles liebte, hasste mich nun. Vor allem glaubte sie mir kein Wort mehr, auch nicht – welche Ironie! –, dass in Wirklichkeit ich der Autor dieses Buches war.

Alles schien verloren, ich war am Boden zerstört, und so habe ich schließlich die Wahrheit erzählt, es kam ja eh nicht mehr drauf an. Erst meinem Chef, Monsieur Monsignac, der mich nach einem Tobsuchtsanfall dann netterweise doch nicht feuerte, sondern zum Weiterschreiben ermutigte. «Was für eine irre Geschichte!», schrie er, und seine hellen Augen flackerten. «Schreiben Sie es auf, André, schreiben Sie alles genau so auf, wie es sich zugetragen hat. Sie müssen ihr die *ganze* Wahrheit sagen! Und egal, wie die Sache ausgeht - da machen wir einen neuen Robert Miller draus!»

Und so verbarrikadierte ich mich für Wochen in meiner Wohnung und machte nur das. Ich schrieb. Ich rauchte zu viel, ich trank zu viel Kaffee, und ich schrieb um mein Leben. Ich erzählte die ganze Geschichte - von dem ersten Lächeln hinter der Fensterscheibe des kleinen Restaurants bis zum Rat meines Verlegers, ein vollumfängliches Geständnis abzulegen - und legte Aurélie mit klopfendem Herzen das Manuskript vor die Tür.

Sie hat mir verziehen, und wir wurden ein Paar.

An diesem Tag im Januar schneite es in Paris. Ich erinnere mich noch genau, wie wir unten in der kleinen Straße einer großen Stadt standen, die man auch die Stadt der Liebe nennt. Und wie die Schneeflocken sich in Aurélies Haaren verfingen, als wir uns küssten. Immer wenn ich in den Verlag gehe und an dieser Stelle der Rue de l'Université vorbeikomme, muss ich daran denken.

Ein Jahr lang waren wir glücklich. Noch bis vor wenigen Wochen waren wir glücklich. Zumindest habe ich das immer geglaubt. Wir haben Weihnachten bei meiner Mutter gefeiert und zusammen die *Bûche de Noël* gegessen. Wir haben lachend unter einem riesigen Regenschirm auf dem Pont Louis-Philippe gestanden und auf das neue Jahr angestoßen. Doch dann, ausgerechnet am Valentinstag, dem Tag aller Liebenden, passierte etwas,

das unser Leben wie ein Tornado durcheinanderwirbelte. Das uns mehr und mehr voneinander entfernte. Und ich habe, das muss ich zu meiner Schande gestehen, leider alles falsch gemacht, was man nur falsch machen kann.

Gestern hat sie mir meine Tasche vor die Tür gestellt. Sie will mich nicht mehr sehen, sagt sie, und ich frage mich, wann genau die Sache so aus dem Ruder gelaufen ist? Und wer eigentlich dieser Idiot ist, der einen ganzen Roman über eine Frau schreibt, um sie dann zu verliehen. Zumindest die zweite Frage kann ich beantworten: Der Idiot bin wohl ich.

Das also ist das Ende von André und Aurélie.

Die meisten Romane, die schlecht anfangen, enden gut. Doch diesmal bin ich nicht in einem Roman. Leider! Ich lasse mich auf das Pflaster des Rondells herunterrutschen und bin auf dem harten Boden der Realität angekommen.

Ein Vogel zwitschert, die Dämmerung senkt sich allmählich über den kleinen Platz. Die Laternen gehen zögernd an, sie flackern kurz auf, und ihr gelbliches Licht lässt alles verschwimmen. Eine laue Brise streicht raschelnd durch die Blätter der Bäume. Dieser Abend ist wie gemacht für Liebende. Und da kommt auch schon ein Pärchen und schlendert über den Platz. Er sagt etwas, und sie lacht. Mein Herz zieht sich zusammen. Es ist Frühling in Paris, alle Menschen sind verliebt und glücklich, und ich sitze da, starre auf die Pflastersteine und kann es noch immer nicht fassen.

Schritte gehen vorbei, sie kommen zurück und bleiben schließlich vor mir stehen. Rote Spangenschuhe mit einem dezenten Absatz, in denen zwei seidenbestrumpfte Füße stecken.

«Ich glaube, Sie haben etwas vergessen, Monsieur Chabanais», sagt eine atemlose Stimme, und ich blicke auf.

1



Vielleicht war es nicht die beste aller Ideen, Aurélie ausgerechnet am Valentinstag einen Heiratsantrag machen zu wollen. Zum einen ist die Frau, die ich liebe, zwar eine heimliche Romantikerin, aber sie hasst Klischees. Zum anderen ist sie Köchin. Und das bedeutet, dass sie an Tagen, an denen normale Menschen ausgehen, um zu feiern, alle Hände voll zu tun hat. Sie kauft morgens auf dem Markt ein, und am Nachmittag steht sie zusammen mit ihrem meist schlechtgelaunten Chefkoch Jacques Berton in der Küche und bereitet all die wunderbaren Speisen zu, die auf der handgeschriebenen Tafel stehen, die in ihrem Restaurant hängt. Abends ist sie dann für ihre Gäste da, kommt persönlich an den Tisch und fragt, ob das Lamm mit Lavendel und Zimt geschmeckt hat und ob es zum Nachtsch noch eine *Crème brûlée* sein darf. Das *Le Temps des Cerises* liegt in der Rue Princesse, einer engen Gasse, zwischen der Saint-Sulpice-Kirche und der Église Saint-Germain-des-Prés. Es ist ein Restaurant von der Größe eines Wohnzimmers, mit dunklen Holzmöbeln und rot-weiß karierten Tischdecken, in das ich mich vor zwei Jahren auf den ersten Blick verliebt habe – ebenso wie in seine Besitzerin, die kapriziöse Aurélie Bredin.

Seit Dezember trug ich nun schon den Goldring mit den drei kleinen Diamantsternen mit mir herum, den ich in der Auslage eines verwunschenen Antiquitätenladens in der Rue Grenelle entdeckt hatte. Ich wusste sofort, dass dieser antike Verlobungsring, der in einem dunkelblauen Samtkästchen steckte, Aurélie gefallen würde.

«Dieser Ring ist etwas ganz Besonders, ein Kleinod», sagte der Antiquitätenhändler und hob anerkennend die Augenbrauen, und ich verließ hochgestimmt den kleinen Laden. Doch wie es manchmal so ist – bisher hatte sich die passende Gelegenheit, ihn der Frau meines Herzens zu überreichen, nicht ergeben. Oder ich hatte mich einfach zu dumm angestellt.

Wie viele Manuskripte sind schon über meinen Schreibtisch gewandert, in denen ein Mann einer Frau am Ende einen Ring schenkt und ihr die Frage aller Fragen stellt. In einem stilvollen Restaurant liegt dann auf dem silbernen Platzteller plötzlich und wie durch Zauberhand ein verheißungsvolles Kästchen, das die Angebetete mit glänzenden Augen öffnet. Manche Herren tun den Verlobungsring auch ins Champagnerglas, was im ungünstigsten Fall zu einem überstürzten Besuch in der Notaufnahme führen kann. Ringe werden gern auf verschwiegenen Bänken in den Tuileries überreicht, im Frühling, wenn der Abend sich weich über Paris senkt und der Duft der Kastanienbäume das Herz betört. Manchmal auch auf einer der vielen Brücken, die über die Seine führen, auf kleinen Plätzen oder auf der nächtlichen Dachterrasse des Restaurants des Musée du Quai Branly, von der aus man einen atemberaubenden Blick auf den Eiffelturm hat.

Verlobungsringe werden auf Kopfkissen gelegt oder in einem Strauß Rosen versteckt und dort meistens auch gefunden. Beliebte Daten für einen Heiratsantrag sind: Weihnachten, Silvester, Geburtstag, der persönliche Jahrestag oder eben auch der *Jour de la Saint-Valentin*.

Doch was sich in der Literatur so einfach liest, ist im wirklichen Leben, das leider seine ganz eigene Dramaturgie hat und manchmal recht aberwitzige Wendungen nimmt, gar nicht so leicht – vor allem, wenn man

nicht weiß, ob die Frau, die man liebt, diese ganze Sache mit dem Heiraten vielleicht für hoffnungslos veraltet hält. Immerhin leben wir im 21. Jahrhundert und nicht in einem Jane-Austen-Roman, wo das höchste Glück eines Mädchens darin besteht, sich zu verheiraten.

Ich *wünschte* mir natürlich, dass Aurélie mich mit diesem ganz besonderen Lächeln ansehen würde, das ich so an ihr liebte. Dass ihre schönen Augen jenen sanften Schimmer annehmen würden, den sie manchmal hatten, wenn ich morgens erwachte und ihr Blick ganz gedankenverloren auf mir ruhte. Wenn ich dann fragte: «Was denkst du gerade?», antwortete sie stets: «Nichts», und zerzauste mir lachend das Haar. Wie gesagt, ich wünschte es mir, aber sicher war ich mir nicht.

Aurélie steckte voller Überraschungen. Vielleicht würde sie in ein herzhaftes Lachen ausbrechen, wenn ich wie ein Kavalier alter Schule mit meinem goldenen Verlobungsring ankäme, und belustigt ihre schmalen Augenbrauen hochziehen. «Ach, du meine Güte, André! Findest du nicht, dass Heiraten ein bisschen *démodé* ist?! Wir können doch auch ohne Trauschein glücklich sein.»

Eine solche Reaktion hielt ich durchaus für möglich.

Als ich Aurélie, kurz nachdem wir ein Paar wurden, den Vorschlag machte, nach einer gemeinsamen Wohnung zu suchen, hatte sie gezögert.

«Aber willst du denn nicht mit mir zusammenziehen?», hatte ich verunsichert gefragt.

«Aber *natürlich* will ich das, *chéri*», hatte sie entgegnet. «Nur nicht sofort. Du weißt doch, wie sehr ich an meiner kleinen Wohnung hänge.»

Ihre kleine Wohnung liegt in der Rue de L’Ancienne Comédie, jener alten Passage, die vom Boulevard Saint-Germain ins quirlige Quartier Latin führt, das sich mit seinen verwinkelten Gässchen, den Blumen-, Käse- und

Austernständen und den kleinen Cafés und Restaurants, vor denen sich Tische und Stühle auf dem Trottoir drängen, bis hin zur Seine erstreckt. Von ihrem Wohnzimmer aus sieht sie direkt auf das berühmte *Le Procope*, angeblich eines der ältesten Kaffeehäuser von Paris und heute ein prächtiges Restaurant, wo man unter riesigen Kronleuchtern auf roten Lederbänken sitzt und wo sogar in den Waschräumen goldgerahmte Gemälde hängen. Die Nähe zum *Procope* gefällt Aurélie natürlich sehr, und ihre Wohnung, die im dritten Stock eines Gebäudes aus der Jahrhundertwende liegt, ist wirklich sehr charmant mit der kleinen Küche, wo ein winziger Tisch auf dem alten schwarz-weißen Steinfußboden steht, dem Wohnzimmer, das mit einem runden Esstisch und zwei kleinen Sofas ausgestattet ist und dessen Wände mit einem zarten floralen Seidenstoff bespannt sind, und dem alten gusseisernen Balkon vor dem Schlafzimmer, dessen Kästen sie mit Blumen bepflanzt.

Wenn Aurélie unglücklich ist, liest sie keine Bücher, sie pflanzt Blumen. Mit den Händen in der feuchten Erde herumzuwühlen und allem Kummer blühende Gewächse entgegenzusetzen, gäbe ihr die nötige Bodenhaftung, hat sie mir mal gesagt. Alles bei ihr ist hell und leicht, während meine Wohnung eher einer behaglichen Höhle gleicht. Knarzender Parkettboden, überall Bücherregale, ein alter lederbespannter Schreibtisch, auf dem sich Zeitungen und Manuskripte stapeln, ein riesiges Sofa und ein Lesesessel, neben dem eine dunkelrote Lampe steht. Ich wohne in der Rue des Beaux-Arts, über die es nichts Spektakuläres zu berichten gibt, außer vielleicht, dass mein Lieblingsbistro, das *La Palette*, gleich um die Ecke liegt.

Glücklicherweise war der Weg zwischen unseren beiden Wohnungen nicht allzu weit, und so hatten wir uns angewöhnt, mal hier, mal dort zu übernachten. Bis auf

wenige Ausnahmen waren wir seit jenem Kuss im letzten Winter, als Aurélie mir schließlich verzieh, jede Nacht zusammen. Wenn Aurélie abends vom Restaurant nach Hause kam, erwartete ich sie schon. Manchmal ging ich auch im *Le Temps des Cerises* vorbei und holte sie ab. Dann aßen wir dort noch zusammen eine Kleinigkeit. Und wenn ich am Morgen in den Verlag ging, machte sie mir einen Kaffee, den ich im Stehen in ihrer kleinen Küche herunterstürzte, weil ich wieder mal zu spät dran war. Was soll ich sagen? Ihr Mund war einfach zu verführerisch, und oft genug blieb ich doch noch eine Weile bei ihr im Bett liegen, obwohl der Wecker bereits geklingelt hatte.

Aurélie war nicht nur schön, sondern auch sehr unabhängig. Sie führte immerhin ein eigenes Restaurant, das sie von ihrem Vater übernommen hatte, als dieser mit nur achtundsechzig Jahren ganz unerwartet an einem Herzinfarkt starb. Damals kannten wir uns noch nicht, aber ich weiß, dass Aurélie sehr an ihrem Vater hing, der ein warmherziger Mensch und ein sehr guter Koch gewesen sein muss und überdies offenbar gerne die eine oder andere Lebensweisheit von sich gab. Noch heute erzählt mir Aurélie oft davon, was «Papa immer sagte».

Ihre Mutter war schon früh gestorben, und so wuchs die kleine Tochter sprichwörtlich im Restaurant auf – in der Gesellschaft ihres Vaters und des bärbeißigen Chefkochs Jacquie Berton, der schon damals immer mit dem Fahrrad kam und dann stets über Paris schimpfte, weil es zu laut und zu voll sei. Sein Herz schlug für die Côte Fleurie, wo er ursprünglich herstammte, aber auch schon sehr bald für das kleine Mädchen mit den honigblonden Zöpfen, das mit seinen Schulbüchern mitten auf dem Steinfußboden saß und ab und zu interessiert von seinem großen Kochlöffel probierte. Unter Jacquie Bertons Anleitung lernte Aurélie nicht nur die Zubereitung

aller möglichen Speisen und Gerichte. Sie entwickelte auch eine ganz eigene Vorstellung vom Leben. Und obwohl Aurélie bis heute keine große Leserin ist – ich glaube, mein Roman war einer der wenigen, den sie überhaupt zu Ende gelesen hat –, hatte sie doch immer schon den Hang, Sprüche und Gedanken zu sammeln, die ihr wichtig erschienen. Als ich das erste Mal ihr Schlafzimmer betrat, staunte ich nicht schlecht, als ich eine ganze Wand mit handbeschriebenen Zetteln sah, die sich bei jedem Windhauch leise bewegten. Über die Liebe hatte ich dort einiges gefunden, über die Schönheit von Blumen und die Poesie verregneter Nachmittage, darüber, wie sich das Leben auf unwiderrufliche Weise verändert, wenn man einen Menschen verliert, den man liebt, jedoch kein Wort über Heiratsanträge oder eheliches Glück.

Ein Satz von Aurélies «Gedankenwand» war mir allerdings in Erinnerung geblieben: *Die Liebe – das sind nicht Rosen und nicht Schokolade, das ist Zusammensein für immer.*

Und für immer – das bedeutete doch wohl nichts anderes, als miteinander durchs Leben zu gehen. Eine glückliche Ehe zu führen. Und genau das hatte ich vor. Ich wusste nicht, wie die Frau, mit der ich nun schon über ein Jahr zusammen war, reagieren würde, aber ich beschloss, dass es das Risiko wert war.

Ich gebe zu, ich war vielleicht etwas zu wenig beherzt mit meinem Ansinnen. Das erste Mal wollte ich Aurélie in einer venezianischen Gondel einen Antrag machen. Ich war ganz berauscht von meiner originellen Idee. Aurélie hat am 16. Dezember Geburtstag, und ich überraschte sie mit einem Wochenende in Venedig. Kurz zuvor war die äußerst erfreuliche Honorarabrechnung meines ersten Romans gekommen, ich hatte endlich einmal genug Geld auf meinem Konto und ein kleines Apartment

in San Marco gemietet. Aurélie war begeistert wie ein Kind. Sie war zuvor noch nie in Venedig gewesen und lief staunend und entzückt durch das unendliche Wirrwarr der kleinen Gassen und Kanäle, an die sich wie im Märchen bunte Häuser und alte Paläste schmiegt. Ich hingegen kannte Venedig recht gut, weil ich während des Studiums für ein paar Monate in einem der wenigen Verlage, die es dort gibt, gearbeitet hatte, und auch mein Italienisch war dank einiger Auffrischungsstunden bei meinem italienischen Freund Silvestro noch immer ganz passabel. Jedenfalls passabel genug, um Aurélie zu beeindrucken. Ich erwies mich als begnadeter Cicisbeo, und so schlenderten wir am Abend ihres Geburtstags Hand in Hand durch die Lagunenstadt, die in einem märchenhaften Winterschlaf versunken schien, bis wir an eine der Anlegestellen für die Gondeln kamen. Der Gondoliere, erfreut über die unerwartete Kundschaft, machte uns einen «special prize», der immer noch ziemlich horrend war. Aber was ist schon Geld, wenn man die Frau seines Lebens beeindrucken möchte?

Ich führte Aurélie also in die schaukelnde Gondel, sie kicherte aufgeregt, und ihr wurde ein wenig schwindlig, doch schon bald glitt das schwarzgelackte Gefährt sicher durch stille Kanäle, vorbei an erleuchteten Palazzi und unter den vielen Brücken und Brückchen her, die Venedig zu diesem Wunder machen, von dem man sich fragt, wie es überhaupt in einer Welt wie der unseren existieren kann. Aurélie lehnte sich an mich und sog die Schönheit der nächtlichen Stadt in sich auf. Und auch ich legte mit klopfendem Herzen meinen Arm um sie und sagte in meiner Aufregung so etwas Dämliches wie:

«Romantisch so eine Gondelfahrt, was? Da könnte man ja direkt auf die Idee kommen, jemandem einen Heiratsantrag zu machen.»

Meine Worte verhallten zwischen den alten Gemäuern, die sich rechts und links neben uns erhoben. Aurélie sah mich verständnislos an. Offenbar wusste sie nicht, was sie mit diesem Allgemeinplatz anfangen sollte. Mein zugegeben etwas ungeschickter Versuch, um ihre Hand anzuhalten, erzielte leider nicht die beabsichtigte Wirkung. Vermutlich war er nicht eindeutig genug. Was sollte das für ein seltsamer Antrag sein? Und wer waren schon *man* oder *jemand*? Jedenfalls zeigte sich meine Schöne für den Rest der Gondelfahrt recht kühl und unnahbar, und ich beschloss, mein großes Projekt auf Weihnachten zu verschieben.

Weihnachten kam und ging. Der Ring mit den drei Sternen steckte noch immer nicht am Finger meiner Liebsten. Aurélies Vater hätte sicher gesagt: «Wo ein Wille, da ein Weg, wo kein Wille, da tausend Gründe.»

Diesmal war meine Mutter schuld. Sie fand Aurélie, von der sie bisher nur gehört hatte, ganz reizend und witterte in der neuen Freundin ihres vielbeschäftigten Sohnes die potenzielle Mutter ihrer Enkelkinder. Maman ist seit einigen Jahren Witwe. Sie hat viele gute Bekannte in Neuilly, wo sie in einem großen Haus mit Garten wohnt, aber sie kommt gebürtig aus dem Elsass und träumt wohl von nichts anderem, als dass sie ihre Enkel auch eines Tages mit Choucroute, Schweinebäckchen und selbstgemachtem Flammkuchen vollstopfen kann, so wie sie es früher bei Papa und mir gemacht hat.

Maman hat oft Langeweile. Dann kocht sie sich «etwas Schönes». Oder sie ruft bei mir im Verlag an. Madame Petit, die Sekretärin, stellt jedes Mal zu mir durch, obwohl ich ihr schon so oft gesagt habe, dass ich keine Störung wünsche und wirklich arbeiten müsse. Doch das interessiert weder Maman noch die Sekretärin. Die beiden stecken inzwischen unter einer Decke, wenn es dar-

um geht, mich zu drangsalieren. «Aber Monsieur Chabonais – es ist doch Ihre *Mutter*», sagt Madame Petit jedes Mal, und in ihrer Stimme schwingt ein leiser Vorwurf mit. «Sie werden sich später auch freuen, wenn mal jemand mit Ihnen spricht.» Ich verdrehe dann die Augen, und während ich in mein Büro zurückstampfe, höre ich Madame Petit leise vor sich hin schimpfen, dass man sich um alte gebrechliche Eltern schließlich kümmern müsse. Dabei ist Maman alles andere als alt und gebrechlich – mal abgesehen davon, dass sie sich vor zwei Jahren das Bein gebrochen hat, weil sie auf ihre Absatzschuhe einfach nicht verzichten will. Maman ist sehr stolz auf ihre schlanken Beine, und sie hat weniger Hemmungen als ich, die Dinge beim Namen zu nennen. Wenn sie etwas sagen will, sagt sie es einfach. Mag sein, dass das am fortgeschrittenen Alter liegt und dem Gefühl, nicht mehr alle Zeit der Welt zu haben. Jedenfalls lenkte sie am ersten Weihnachtstag, während sie Gänseleberpastete, *Confit de Canard* und ihre selbstgemachte Schokoladenrolle auftischte, das Gespräch zielstrebig auf unsere Zukunftsplanung.

«Und – wollen Sie denn auch mal Kinder haben?», fragte sie Aurélie, als wir beim Dessert angekommen waren, und ich verschluckte mich fast an meiner *Bûche de Noël*, während Aurélie errötend auf ihren Teller schaute.

«Äh ... na ja», stotterte sie verlegen und zerlegte mit der Gabel ihren Kuchen in tausend kleine Teile. «Ich bin ja gerade erst 34 geworden ...»

«Maman!», grätschte ich dazwischen. «Du stellst vielleicht Fragen!»

«Wieso auch nicht? Kinder sind doch etwas ganz Wunderbares! Und die sollte man möglichst bekommen, wenn die Liebe am größten ist», sagte Maman unschuldig. «Abgesehen davon wirst du auch nicht jünger, André. Na, wie auch immer – ich freue mich jedenfalls

schon jetzt auf die Enkelchen. Das Haus ist manchmal so groß und leer. Es wäre doch schön, es wieder mit Leben zu füllen, nicht wahr? Es muss doch weitergehen mit der Familie.» Sie prostete uns zu, und ich drückte Aurélie beruhigend die Hand.

«Entschuldige bitte, sie ist immer so direkt. Keine Angst – wir müssen keine Kinder bekommen, jedenfalls nicht aus dynastischen Gründen – ich liebe dich auch so», erklärte ich augenzwinkernd, als Maman in die Küche gegangen war, um einen Mokka zuzubereiten.

Aurélie wurde rot. «Ist schon gut», sagte sie nur. «Ich mag deine Mutter.»

Als wir schließlich, von dem überaus reichhaltigen Essen erschöpft, in die Sofas sanken und noch einen Portwein zu uns nahmen, machte Maman, die sich angenehm plaudernd mit Aurélie über die beste Zubereitung eines *Boeuf Bourguignon* unterhalten hatte und mich anschließend fragte, wann mein neuer Roman denn nun endlich erscheinen würde, noch einen Vorstoß.

«Wollt ihr denn im neuen Jahr heiraten, *mes enfants*? Vielleicht in der Saint-Sulpice-Kirche? Da haben dein Vater und ich damals geheiratet, André – und wir haben es nie bereut.» Sie lächelte in seliger Erinnerung und schaute uns strahlend an.

«*On verra*. Schauen wir mal», sagte ich und fühlte mich meiner Privatsphäre ähnlich beraubt wie in einer dieser Reality-Shows im Fernsehen, wo man vor laufender Kamera eine Liebeserklärung machen soll.

Aurélie sagte nichts.

Hätte ich nach dieser Steilvorlage von Maman tatsächlich meinen Ring hervorziehen und mit den Worten «Ach, übrigens ... jetzt, da meine Mutter es schon angesprochen hat ...» meinen Heiratsantrag machen sollen, als wir spätabends in mein altes Kinderzimmer hochgingen?

Eben.

An Silvester waren wir kurz vor Mitternacht zum Pont Louis-Philippe spaziert, um auf das neue Jahr anzustoßen. Aurélie hatte sich früher als sonst aus dem Restaurant verabschiedet, weil sie mit mir allein sein wollte. Sie hatte eine Flasche Champagner und zwei Gläser mitgebracht, und wir standen verliebt unter meinem Schirm auf der kleinen Brücke und warteten auf das neue Jahr. Der Regen störte uns nicht. Aurélie erzählte mir, dass sie an einem grauen Novembertag vor zwei Jahren mutterseelenallein und fertig mit der Welt genau auf dieser Brücke gestanden hätte, weil ihr Freund Claude sie damals verlassen hatte. «Und das, nachdem Papa erst ein paar Monate unter der Erde war. Mein Gott, war ich unglücklich! Ein Polizist kam vorbei, und stell dir vor, er dachte im Ernst, ich wollte mich von der Brücke stürzen. Das wollte ich natürlich *nicht*, aber er zweifelte offenbar an meinen Beteuerungen und schlich mir so lange hinterher, bis ich mich schließlich in eine kleine Buchhandlung auf der Île Saint-Louis flüchtete. Sie ist ganz in der Nähe. Und dort habe ich dann das Buch eines gewissen Robert Miller gefunden – *dein* Buch!» Sie lächelte versonnen. «Ich las die ersten Sätze, die von einem kleinen Restaurant namens *Le Temps des Cerises* handelten, von einer jungen Frau in einem grünen Kleid, die mir so ähnlich war, und wusste sofort, dass dieses Buch eine schicksalhafte Bedeutung für mich hatte. Und so war es dann ja auch.»

Sie lehnte sich gedankenverloren über das Geländer und sah den Regentropfen zu, die auf dem Wasser konzentrische Kreise auslösten, welche im Schein der alten Laterne golden glänzten. «Ich wollte unbedingt diesen Schriftsteller kennenlernen – und stattdessen verliebte ich mich am Ende in seinen Lektor.» Sie schaute mich

mit einem schelmischen Lächeln an. «War das nun eine gute Wahl?»

«Auf jeden Fall», entgegnete ich. «Denn am Ende stellte sich ja heraus, dass der Lektor der Schriftsteller war – du hast also alles richtig gemacht. Mal ganz abgesehen davon, dass dieser Lektor dich mehr liebt, als es ein englischer Schriftsteller jemals vermocht hätte.»

Unser kleines Spiel hatten wir schon oft gespielt. Die Geschichte, unter welch kuriosen Umständen wir uns begegnet waren und nach vielen Irrungen und Wirrungen schließlich zueinanderfanden, war so romanhaft, so ungewöhnlich und besonders, dass wir sie uns immer wieder gerne erzählten. Nun, das tun wohl alle Liebenden. Alle Paare erinnern sich gern daran, wie alles anfing, und wollen diesen magischen Moment wieder und wieder heraufbeschwören – der erste Blick, das erste Lächeln, dieser Moment, in dem man plötzlich spürt, dass etwas passiert ist. Doch in unserer Geschichte vermischten sich Wahres und Erfundenes. Liebe und Betrug waren unauflösbar miteinander verflochten. Romanhelden wurden zu wirklichen Menschen, und wirkliche Menschen wurden zu Helden eines Romans. Und am Ende, als ich alles aufgeschrieben hatte, war aus der langen Erklärung, die ich meiner Liebsten schuldete, tatsächlich ein Buch geworden, das im Februar in der *Éditions Opale* erscheinen sollte. Natürlich wie mein erster Roman unter dem Pseudonym Robert Miller.

«Weißt du, Aurélie», begann ich und legte einen Arm um sie. «Eigentlich habe ich dich schon immer geliebt ...»

Und als die Glockenschläge von Notre Dame das neue Jahr einläuteten und die ersten Raketen in tausend Sternen am Himmel zerbarsten, während man aus der Ferne das Hupkonzert der Autos hörte, tastete ich in meiner Jackentasche nach der kleinen Schatulle mit dem Ring.

Willst du meine Frau werden?, sagte ich mir vor, während Aurélie mir um den Hals fiel und mir ein frohes neues Jahr wünschte.

Wir küssten uns, und als wir uns voneinander lösten und ich mein Sätzlein gerade aufsagen wollte – was konnte es Romantischeres geben, als das neue Jahr auf diese Weise zu beginnen? –, hörte ich eine helle Stimme, die Aurélies Namen rief.

«Aurélie! He ... Aurélie! Das gibt's ja nicht! Frohes neues Jahr!» Eine Frau mit blonden Haaren kam auf uns zugelaufen. Sie zog einen Mann in einem Trenchcoat hinter sich her, der ein kleines Mädchen mit rosa Mütze auf den Schultern hatte.

Es war Bernadette, Aurélies beste Freundin mit Mann und Tochter. Sie wohnen auf der Île Saint-Louis und hatten trotz des schlechten Wetters mit einem Mal den Wunsch verspürt, nach draußen zu gehen. An Silvester überfällt offenbar die meisten Menschen der Drang, unter freiem Himmel zu sein, den Blick nach oben zu richten und zu hoffen, dass das unendliche Universum uns im neuen Jahr zumindest einige Wünsche erfüllt.

Ich ließ die Schatulle in meiner Tasche wieder los.

«Was macht ihr denn hier? Ich dachte, du musst arbeiten», rief Bernadette erfreut, und wir umarmten uns alle, Küsschen links, Küsschen rechts.

«Ich bin entwischt», entgegnete Aurélie lachend. «Jacquie hat mir für den Rest des Abends freigegeben. Ich wollte doch mit André auf das neue Jahr anstoßen. Schließlich ist es unser erstes Silvester!»

«Und sicher nicht euer letztes. Wollt ihr nach dem Feuerwerk nicht noch mit zu uns kommen?»

Mit der Zweisamkeit war es vorbei, und als wir nach einer Nacht mit viel Alkohol müde nach Hause kamen, schlief Aurélie sofort ein.

Dann kam der Valentinstag, und wieder eilte die beglückende Vorstellung, wie sehr sich Aurélie über den Ring mit den drei Sternen freuen würde, der Wirklichkeit weit voraus. Zu weit. Denn auch an diesem 14. Februar stand die Liebe nicht auf der Speisekarte.

Schon morgens, als ich mich auf den Weg in den Verlag machte, hatte Aurélie schlechte Laune. «Weißt du was? Ich hasse Valentinstage», erklärte sie mir, als sie, ein Handtuch um das nasse Haar geschlungen, nackt aus der Dusche trat und durch die Wohnung marschierte, um sich einen Kaffee zu machen.

«Wieso denn das?» Ich kam hinter ihr her und gab ihr einen Kuss. Er schmeckte feucht und frisch wie ein Morgen, nachdem es geregnet hat. «Hhmm ... Wenn du weiter hier so rumläufst, komme ich nie in den Verlag.»

Sie löste sich, nahm die neue Milchkaffeetasche, die ich ihr neulich mitgebracht hatte, in beide Hände und sah mich in komischer Verzweiflung an.

«Heute Abend wird der Teufel los sein, wir sind bis auf den letzten Platz ausgebucht, und eins der Serviermädchen ist auch noch krank geworden. Ich kann nur hoffen, dass die meisten Gäste das Valentins-Menü nehmen, dann wird es einfacher für uns. Ich bin jetzt schon genervt von all den Paaren, die nur wegen dieses Valentinstags an fein gedeckten Tischen sitzen, sich an den Händen halten und Champagner trinken.» Sie zog eine kleine Grimasse. «Also ich würde mir ja vorkommen wie in einem Zoo. Dieser Tag ist doch eh eine Erfindung der Amerikaner», fuhr sie fort, während sie sich die Haare energisch frottierte und dann nach ihren Anziehsachen angelte, die über einem Stuhl neben dem Bett lagen. «Oder waren es die Engländer?» Sie schlüpfte in ihr Strickkleid und zupfte an sich herum. «Egal. Kein Franzose hätte sich so was je ausgedacht. Ich meine, was für ein Klischee ist das! An einem bestimmten Tag auf

Knopfdruck verliebt sein, so etwas geht doch gar nicht. Die Liebe sollte immer spontan bleiben, finde ich. Dann ist sie eine große und gewaltige Kraft.»

«Mag sein», wandte ich ein, während ich meine Felle schon wieder schwimmen sah. Die große und gewaltige Kraft der spontanen Liebe hatte uns in den letzten Wochen nur selten heimgesucht – vielleicht weil wir beide immer zu beschäftigt waren. «Aber man muss der Liebe auch eine Gelegenheit geben. Es ist doch ein schöner Brauch, wenn man an diesem Tag an seine Liebste denkt und ihn zum Anlass nimmt, um ... um ...»

«Um Blumen zu schenken?»

«Ja, zum Beispiel. Um Blumen zu schenken und die Liebe zu feiern. Ich werde heute nach der Lesung jedenfalls ins Restaurant kommen und dich abholen. Ich habe nämlich eine Überraschung für dich.»

«Eine Überraschung?» Sie trat mit glänzenden Augen näher.

«Ja. Und ich hoffe, du wirfst mich nicht gleich raus, nur weil ich dir ein paar Rosen mitbringe.»

«Nein, natürlich nicht ... entschuldige. Ich freu mich jetzt schon auf deine Überraschung.» Sie rückte lächelnd meine Krawatte zurecht und musterte das neue mitternachtsblaue Jackett, das ich mir für die Lesung gekauft hatte. «Sehr elegant», bemerkte sie. «Ungewohnt, dich in einem Sakko zu sehen. Aber es steht dir. Jetzt siehst du wie dieser britische Verleger aus ... wie hieß der Film noch mal?»

«*Das Russlandhaus?*», schlug ich vor.

Sie nickte, und ich grinste. Genau dasselbe hatte damals auch Florence Mirabeau gesagt, als sie meine Lektoratsassistentin im Verlag wurde.

Sie sehen aus wie dieser englische Gentleman-Verleger aus dem Russlandhaus, nur in jünger natürlich!

Wenn das schon zwei Frauen sagten, musste ja wohl etwas dran sein.

Ich strich mir mit Daumen und Zeigefingern über den Bart, den ich in der Tat wie Barley Scott Blair trug. Damit und mit meinen dunklen Augen hörte die Ähnlichkeit aber auch schon auf. Und ein Verleger war ich auch nicht. Aber immerhin ein Lektor, der recht erfolgreich Romane schrieb.

«He - warum grinst du so?», wollte Aurélie sofort wissen.

«Nun ja, der Vergleich mit einem Filmhelden wie Sean Connery ist ziemlich schmeichelhaft», entgegnete ich, ohne zu erwähnen, dass sie nicht die Erste war, die das feststellte. «Das lässt mich hoffen. Vielleicht kommt Saint Valentin heute doch noch zu seinem Recht!»

Sie lächelte und gab mir einen Kuss.

«Vielleicht. Dann bis heute Abend, *cheri*. Und viel Glück für deine Lesung! Deine erste *richtige* Lesung. Wirklich zu schade, dass ich nicht dabei sein kann, wenn der echte Robert Miller liest.» Sie legte den Kopf schief und zwinkerte mir zu. «Aber ich bin mir sicher, du wirst es mindestens so gut machen wie dieser englische Zahnarzt, den ihr damals bemüht habt.»

«Mindestens», entgegnete ich, nahm meine abgewetzte lederne Umhängetasche, schlang mir den Schal um den Hals und trat gut gelaunt hinaus in den Pariser Morgen.

Wie hätte ich auch ahnen können, dass sich das Gewitter bereits über uns zusammenbraute?

Meine erste richtige Lesung.

In Gedanken ging ich den Boulevard entlang bis zur Kirche von Saint-Germain und bog dann in die Rue Bonaparte ein. Auf der Terrasse des *Deux Magots* saßen verstreut einige Gäste im Mantel und frühstückten. Ein

paar Schritte weiter kaufte ich einen Strauß Rosen für Aurélie. An der Ecke leuchtete die lindgrüne Fassade der Patisserie *Ladurée* in der kalten Februarsonne, und ich wandte mich nach links und lief die Rue Jacob entlang, vorbei an der alten Apotheke, die noch immer die hübschen Seifen von *Roger & Gallet* im Sortiment hatte, vorbei am Restaurant *Au 35*, wo ich oft mit Verlagsbesuchern zu Mittag aß, und dem hübschen Porzellangeschäft von Gien, in dem ich für Aurélie neulich eine große Frühstückstasse aus der Serie *Millefleurs* gekauft hatte.

Wie oft war ich diesen Weg schon gegangen? Als Lektor, als Autor, als unglücklich Verliebter. Als Lügner und als Hoffender.

Damals, als Robert Millers erster Roman ein Erfolg zu werden drohte, als *Le Figaro* unbedingt ein Interview mit dem Autor haben wollte und Jean-Paul Monsignac darauf bestand, dass dieser geheimnisvolle Engländer, der wie Stephen Clarke schrieb, für eine Lesung nach Paris kommen sollte, und zwar «*tout de suite, André*», saßen Adam und ich ganz schön in der Patsche. Wir mussten uns etwas einfallen lassen. Ein Engländer musste her. Warum dann nicht der Mann, dessen Konterfei Adam für das Autorenfoto zur Verfügung gestellt hatte? Samuel Goldberg war Adams Bruder. Er war Zahnarzt in Devonshire. Er las so gut wie nie, und er schrieb erst recht keine Bücher. Er wusste nichts von dem Foto, hatte keine Ahnung, dass er in Frankreich gerade zum Bestsellerautor avancierte. Aber dann zeigte er uns, was der vielgepriesene englische Humor ist, und spielte mit bei unserer Scharade. Sam Goldberg sagte: «Wir werden der Baby schon schütteln», und schlüpfte ohne große Umstände in die Rolle des Robert Miller. Er hatte einen einzigen glanzvollen Auftritt als Autor, las in einer Buchhandlung vor einem begeisterten Publikum, gab ein

paar launige Interviews, redete für mein Dafürhalten ein bisschen viel über Zähne – und verschwand dann wieder in der Versenkung.

Nun gab es einen neuen Roman von Robert Miller. Wieder war ich der Verfasser, es waren meine ganz persönlichen Erlebnisse, die ich da zu Papier gebracht hatte, aber das wusste ja niemand – außer Aurélie und meinem Verleger natürlich, der mich selbst zum Aufschreiben der Geschichte ermutigt hatte. Zum einen, um, wie er sagte, mein Liebesleben zu retten, zum anderen aber sicher auch, um seinem kleinen Verlag einen neuen Bestseller zu bescheren.

«Aber den Titel müssen wir noch mal überdenken, André, der klingt im Ernst wie ein Ladenhüter», meinte er, nachdem er das Manuskript gelesen hatte. «*Das Ende der Geschichte?* Das ist nicht Ihr Ernst, André, oder? Da weine ich ja jetzt schon vor Langeweile. Dabei ist es doch eine so spannende Liebesgeschichte ...»

Ich schluckte. Den Titel hatte ich nie unter dem Aspekt der Verkäuflichkeit gesehen. Ich hatte ihn damals auf das Deckblatt des Manuskripts geschrieben, weil ich das Ende der Geschichte, also deren Ausgang, ja noch nicht kannte. Das Ende konnte nur die Frau schreiben, die ich liebte. Meine erzürnte Köchin, die in mir den größten Lügner aller Zeiten sah.

«Das ... war ja auch eher ein Arbeitstitel», erklärte ich und zuckte mit den Schultern. «Sie wissen doch, wie verfahren die Situation damals war ...»

«Ja, ja, schon gut.» Geduld gehörte nicht zu den Stärken des Verlegers. «Da fällt uns noch was Besseres ein.» Er überlegte einen Moment. Was halten sie von *Meine Frau, die Köchin* – hmm ... nein, das ist zu banal ... Und nicht jeder kocht ja gerne ... Wir sollten die Liebesgeschichte in den Fokus rücken ...» Er legte den Finger nachdenklich an den Mund, dann schüttelte er ihn in

meine Richtung. «Warten Sie, ich hab's: Robert Miller, *Das Lächeln der Frauen*. Na? Ist das ein Titel? Ist das ein Titel?» Seine Augen leuchteten. «Da steckt doch alles drin: die Liebe, die Frauen, das *Lächeln* – Sie schreiben doch, alles hätte mit einem Lächeln angefangen, nicht wahr? Und ein bisschen geheimnisvoll klingt es auch – wunderbar! Wir bringen das Buch am Valentinstag. Noch ein paar Schokoladenherzen dazu und ein hübsches Lesezeichen, passend zum Cover, das wird ein Hit.» Jean-Paul Monsignac war so begeistert, dass er mich kurz umarmte.

Ich nickte überwältigt, während der Verleger mich stehen ließ, um alles weitere mit Madame Auteuil zu besprechen.

Michelle Auteuil war unsere Pressefrau, und nicht nur die schwarze Chanel-Brille, die sie stets trug, machte sie zu einem echten Profi. Sie lächelte ihr feines Lächeln, sie bewahrte stets die Contenance, sie hatte jeden Termin im Kopf und war bestens sortiert. Sie kannte die Vorlieben aller Journalisten, mit denen sie Kontakt hielt, wusste, welchen Wein sie mochten, wohin sie gern in Urlaub fahren und ob ihre Kinder reiten gingen oder ins Ballett. Diese Informationen könnten manchmal kriegsentscheidend sein, behauptete sie immer, und dann machte sie sich wieder eine Notiz, die sie in ihrem roten Karteikasten verschwinden ließ, den sie hütete wie den Gral. Sie trug immer nur Schwarz oder Weiß, mit ihren glatten schwarzen Haaren, die ihr perfekt auf die Schultern fielen, ihren eleganten dunklen Röcken und makellos weißen Blusen saß sie da wie frisch gefallener Schnee. Wenn sie etwas sagte, war es stets wohlüberlegt. Michelle Auteuil war beängstigend in ihrem Perfektionismus. Nur manchmal, wenn sie ihre schön geschwungenen Augenbrauen hochzog und «Das ist jetzt nicht Ihr Ernst, oder?!» hervorstieß, wenn jemand eine in ihren

Augen unsinnige Äußerung von sich gab, zuckte es um ihre Mundwinkel, und ich hatte den Verdacht, dass sie privat eine ziemlich witzige Person war, mit der man viel Spaß bekommen konnte. Außerdem konnte sie einem ganz schön im Nacken sitzen, wenn sie nicht bekam, was sie ihrer Meinung nach brauchte, um gute Pressearbeit zu leisten.

In ihrem nie ermüdenden Ehrgeiz, die Bücher, die wir verlegten, auch zu verkaufen, traf sie sich mit Monsignac, der das beste Beispiel dafür war, dass ein guter Verleger eben nie nur ein Mann des hehren Geistes sein kann. Er musste auch geschäftstüchtig sein. Monsignac zitierte gern seinen früheren Chef, einen sehr erfolgreichen Mann, der einmal den markigen Satz «Als Verleger muss man ein Schwein sein» gesagt haben soll.

«Nun, so weit würde ich jetzt nicht gehen wollen», setzte Monsignac dann immer lächelnd hinzu und wiegelte mit den Händen ab. «Einen gewissen Anstand sollte man sich schon bewahren, wenn man mit Büchern umgeht. Aber es nützt natürlich auch nichts, in Schönheit zu sterben, Madame Mercier.»

Gabrielle Mercier, eine ältere Lektorin, die sich noch als echte Intellektuelle begriff, hatte, solange ich sie kannte, einen Hang zu sogenannten «Orchideenthemen» gehabt. Manchmal schlug sie in der Lektoratskonferenz Projekte vor, bei denen man bereits nach fünf Minuten wusste, dass sie als Rohrkrepierer enden würden.

«Und wie viele Leute sollen das lesen? *Zehn?*», rief der Verleger dann erregt.

«Das ist eben Hochliteratur», entgegnete Madame Mercier pikiert und blickte in die Runde, als ob wir alle Banausen wären.

«*Hochliteratur?* Gütiger Himmel! Was soll das sein? Ein neuer Name für unverkäufliche Bücher? Literatur würde mir schon reichen, Madame Mercier. Bringen Sie

mir einen Houellebecq, eine Annie Ernaux oder einen Patrick Modiano, und ich verlege das mit Kussband. Oder bringen Sie mir einfach Geschichten, die gut erzählt sind und bei denen man sich nicht langweilt. Aber keine Hochliteratur, bitte! Bücher, die bei dreihundert Vorbestellungen stehenbleiben, müssen wir gar nicht erst drucken, die sind im Buchhandel nämlich nicht vorhanden, die sind *tot*, bevor sie das Lager verlassen haben. Wann kapiert das endlich mal jemand?!»

Erschöpft von seiner Tirade, ließ sich Monsignac zurücksinken. Wo er recht hatte, hatte er recht. Natürlich träumte jeder Lektor davon, irgendwann mal eine großartige literarische Entdeckung zu machen, etwas Neues, Besonderes, nie Dagewesenes. Aber wenn man dann der Einzige war, der das las, nützte es auch keinem. Und am Ende des Tages mussten ja auch Verlage von etwas leben. Deswegen war es wichtig, dass man immer auch ein paar «Namen» im Programm hatte, sprich Autoren, bei denen man sicher sein konnte, dass sie sich ordentlich verkauften, damit man sich ab und zu mal eine Eskapade leisten konnte.

Wie es aussah, gehörte Robert Miller inzwischen bereits zur sicheren Bank der *Éditions Opale*.

Als ich Monsignac, unendlich dankbar darüber, dass die Sache zwischen mir und Aurélie ein gutes Ende gefunden hatte, damals mein Manuskript überließ, an dem ich selbstaussbeuterisch Tag und Nacht geschrieben hatte, wusste ich nicht, worauf ich mich einließ.

«Sehr schön, André! Das ging ja wirklich fix. Was schreiben Sie als Nächstes? Schon eine Idee? Lassen Sie es sich nur nicht einfallen, zu einem anderen Verlag zu wechseln. Vielleicht sollten wir gleich einen neuen Vertrag machen?»

Das ist der Fluch des Erfolgs, man fängt einmal an, und dann kommt man nicht mehr raus aus der Nummer.

Eigentlich liebte ich meinen Beruf als Lektor. In anderer Leute Manuskripte herumzukritzeln und den stets an sich zweifelnden Schriftstellern Mut zu machen, hatte viel Schönes. Außerdem ging ich gern jeden Morgen in den Verlag, traf meine Kollegen, ließ mir von Madame Petit einen Kaffee bringen, telefonierte mit Agenten, prüfte Manuskripte, diskutierte über Schutzumschläge und verabredete mich in meinen ausgedehnten Mittagspausen mit interessanten Menschen aus der Literaturszene.

Das Autorentdasein hingegen fand ich wesentlich anstrengender. Und einsamer. Mittagspausen gab es auch nicht wirklich, wenn man an einem Buch schrieb. Es war nicht so glanzvoll, wie die Leute dachten.

Na schön, ich gebe zu, dass ich damals, als Aurélie bei jener denkwürdigen Lesung den Zahnarzt aus Devonshire anschmachtete, ziemlich eifersüchtig war – schließlich gehörten ja eigentlich mir der Ruhm und alle Bewunderung.

Grundsätzlich aber war ich froh, unter dem Schutz meines *nom de plume* und nicht in der Schusslinie der allgemeinen Begehrlichkeiten zu stehen.

Und dann hatte der Verleger eine Idee.

«Ich habe eine Idee», sagte er vor ein paar Wochen in der Lektoratsrunde, und seine hellen blauen Augen blitzten.

Ich muss gestehen, dass ich immer ein bisschen Angst bekomme, wenn der Verleger das sagt. Wenn Jean-Paul Monsignac eine Idee hat, ist es nämlich sehr schwierig, ihn davon abzubringen. So war es auch diesmal.

«Auch der zweite Roman von Miller lässt sich ganz ordentlich an», begann er. «Die Vorbestellungen sind gut, wenn auch nicht *sehr* gut. Ich habe mir also Folgendes überlegt.» Bedeutsamer Blick in meine Richtung. «Wie wäre es, wenn wir die Journalisten auf unseren lie-

ben Freund Robert Miller alias André Chabanais ansetzen und eine Auftaktveranstaltung am Valentinstag einfüdeln? Ich habe da eine ganz entzückende Buchhandlung im Auge, das *Au Clair de la Lune*, das ist gleich um die Ecke, und die Buchhändlerin ist ein großer Fan von Robert Miller. Die würde sofort eine Lesung mit dem Autor machen.»

Er zwinkerte mir zu. Ich verstand kein Wort.

«Wie jetzt? Wollen Sie die Scharade fortführen und Sam Goldberg noch einmal nach Paris bitten?», fragte ich verblüfft. «Ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass der noch mal kommt ...»

Ehrlich gesagt, war es völlig ausgeschlossen, dass Adams Bruder sich noch ein zweites Mal darauf einlassen würde, den Autor zu spielen, das hatte er klipp und klar erklärt, er sei «nicht geschaffen für ein Doppelleben». Und auch sein Foto sollten wir nicht mehr verwenden, weswegen wir es bei dem zweiten Roman auch weggelassen und die Vita des Autors knapp und unverfänglich gehalten hatten.

«Ach, *patati, patata*», unterbrach mich der Verleger. «Was interessiert mich dieser Zahnarzt. *Sie* werden lesen, mein lieber André!»

«Ich?» Ich fuhr entsetzt in meinem Stuhl hoch. «Aber Monsieur Monsignac ... Sie sagten doch selbst, dass der Name Miller inzwischen eine Art Marke sei. Da machen wir einen neuen Miller draus, haben Sie gesagt, als ich Ihnen mein Manuskript damals gab. André Chabanais kennt doch keiner. Was soll also daran die tolle Idee sein? Außerdem sind die Bücher bereits gedruckt, und überall steht Robert Miller drauf.»

«*Bien sûr*, und das ist auch gut so. Sie lesen selbstverständlich als *Robert Miller*. Unter Ihrem Künstlernamen sozusagen. Nur dass Sie es diesmal selbst sind, mein lieber André.» Er wedelte ungeduldig mit der Hand. «Ich

meine, *Ihnen* muss ich doch nun wirklich nicht erklären, wie viele Schriftsteller das so gemacht haben? Denken Sie nur an Paul Celan, Françoise Sagan oder Truman Capote, um nur einige zu nennen, die, bitte verstehen Sie das nicht falsch, André, ein wenig bedeutsamer waren als Sie. Keiner von denen hat unter seinem Klarnamen geschrieben, und trotzdem kannte man sie natürlich als *Personen*. Sie haben Interviews gegeben und Lesungen gemacht.»

«Sie meinen ... Ich soll als Miller auftreten, und den Namen Chabanais lassen wir außen vor?», fragte ich zögernd. «Und was ist mit meinem wirklichen Leben? Kann ich denn sagen, dass ich eigentlich in einem Verlag arbeite?»

«Ja, warum denn nicht? Das ist doch sowieso viel glaubwürdiger. Wahrscheinlich gibt es derzeit mehr Lektoren in Paris, die unter einem falschen Namen schreiben, als wir denken, hahaha. Den erfundenen Quatsch mit dem Autor, der in seinem Cottage in England sitzt und an Autos herumschraubt, lassen wir jetzt einfach mal weg. Sie sind Lektor in einem Pariser Verlag. Sie schreiben erfolgreiche Bücher. Miller ist Ihr Pseudonym. Und Punkt.»

«Eine hervorragende Idee», fiel Michelle Auteuil sofort ein und fing an, in ihrem Terminkalender zu blättern. Hatten die beiden sich abgesprochen? «Schon von dem ersten Buch hätten wir doppelt so viel verkaufen können, wenn der Autor öfter für PR-Zwecke zur Verfügung gestanden hätte. Aber ... nun ja ...» Sie schaute vorwurfsvoll in meine Richtung. «Damals wussten wir ja noch nicht, was wir heute wissen, nicht wahr? Im Übrigen ist dieses Coming Out eine glänzende Strategie, um dem neuen Roman noch mal einen Extra-Push zu geben. Die Presse stürzt sich mit Vorliebe auf Enthüllungsgeschichten.» Sie zwirbelte ihren Montblanc-Kugelschrei-

ber zwischen den Fingern. «Wir werden Sie natürlich weiterhin unter dem Namen Robert Miller vermarkten, und es wäre ja auch dumm, nicht an den Erfolg des ersten Buches anzuknüpfen.»

«Aber werden die Leserinnen nicht enttäuscht sein, wenn statt des smarten Engländers mit seiner Corvette und dem Cottage plötzlich ein gewöhnlicher französischer Lektor hinter den Romanen steckt?», wandte ich ein.

«Wieso denn das?», entgegnete Madame Auteuil und zog die Augenbrauen hoch. «Das mag vielleicht auf Länder zutreffen, die weniger Nationalbewusstsein haben als wir, aber hier in Frankreich ist das anders. Ich wette, alle werden ganz entzückt sein, wenn sie erfahren, dass in Wirklichkeit ein Franzose diese herzerwärmenden Bestseller geschrieben hat.»

Ich rutschte unbehaglich auf meinem Stuhl herum. «Also, ich weiß nicht ... Ich fühle mich nicht ganz wohl bei dem Gedanken. Wer weiß, was da für Fragen kommen. Und wieso heiße ich dann überhaupt Miller?»

«*Mon Dieu*, André, was soll das Gezaudere», polterte Monsignac. «Sagen Sie einfach, dass Sie den Namen Ihres Großvaters gewählt haben, der ursprünglich aus England kam. Als Sie damals zusammen mit Ihrem cleveren Freund Adam Goldberg die ganze Sache ausgetüftelt haben, waren Sie doch auch nicht so heikel. Keiner verlangt von Ihnen, dass Sie ein zweiter Pessoa werden.» Er lachte schallend.

Das wäre ja auch noch schöner, dachte ich und runzelte die Stirn. Von Fernando Pessoa kannte ich nur *Das Buch der Unruhe*, aber man sagte dem Autor nach, er habe unter so vielen Pseudonymen veröffentlicht, dass er am Ende seines Lebens selbst nicht mehr wusste, wer er war.

«Und wer *war* Pessoa?», ertönte da auch schon die Stimme des Verlegers, der wie bei einem Wissensquiz gerne mal seine umfassenden Kenntnisse aus dem Bereich Literatur zum Besten gab.

Florence Mirabeau fühlte sich offenbar angesprochen, und ihr herzförmiges Gesichtchen verfärbte sich verlegen. Mit großen Augen schaute sie den Verleger an.

«Ein ... Philosoph?»

«Nein, nein, kein Philosoph, Kindchen. Fernando Pessoa war einer der ganz großen portugiesischen Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts. Ein toller Bursche! Ein Genie! Schrieb unter siebzig verschiedenen Namen - dagegen sind Sie ein Waisenknabe, André!»

Ich verdrehte die Augen.

«Oh», entfuhr es Mademoiselle Mirabeau, die sichtlich beeindruckt war.

«Aber passen Sie auf, das Beste kommt noch ...» Monsignac stach triumphierend mit dem Zeigefinger in die Luft. «Pessoa arbeitete auch als Journalist. Und auf diese Weise rezensierte er gleich seine eigenen Romane. Was für eine Chuzpe!»

Ein Raunen ging durch die Lektoratsrunde, und auch ich lachte ein wenig ungläubig, denn dieses Detail aus dem Leben des portugiesischen Schriftstellers kannte ich noch nicht.

Michelle Auteuil räusperte sich.

«Erstaunlich, in der Tat. Aber zurück zum Thema. Steht der Termin für die Lesung schon fest? Ich nehme an, zum Erscheinen des Buches?»

Der Verleger nickte.

«Dann also der 14. Februar. Perfekt. Ich kümmere mich um die Presse. Einige Journalisten werden sicher zur Buchpremiere kommen wollen, ich schicke die Einladungen sofort raus, aber wir sollten bereits im Vorfeld ein paar Artikel lancieren.» Sie schenkte mir ein knappes

Lächeln. «Wegen der biographischen Details können wir uns gern noch einmal zusammensetzen, André. Es wäre schon hilfreich, wenn wir da eine gemeinsame Linie fänden. Aber so etwas kann man sehr gut vorbereiten, es werden ja sowieso immer dieselben Fragen gestellt.»

«Ja, also ich weiß nicht ...» Mein Protest wurde nicht gehört.

«Wunderbar! Dann freuen wir uns alle auf die Lesung am Valentinstag.» Monsignac lehnte sich in seinem Sessel am Kopfende des Konferenztisches zurück und faltete zufrieden die Hände über seinem stattlichen Bauch.

Zustimmendes Gemurmel. Ich schwieg, völlig überumpelt von dieser konzertierten Aktion.

Madame Auteuil hatte einen mitleidigen Moment. Sie sah zu mir herüber, und um ihre Mundwinkel zuckte wieder dieses verräterische Lächeln. «Nun schauen Sie nicht so wie das Kaninchen vor der Schlange, André. Sie sind doch ein Mann, der sich hervorragend in Szene setzen kann. Sie können lesen. Sie können sich ausdrücken. Sie haben als Lektor schon so viele Bücher anderer Autoren vorgestellt. Da werden Sie ja wohl noch Ihr eigenes präsentieren können. Im Übrigen ...» Sie zwinkerte mir zu, oder bildete ich mir das nur ein? «Sind Sie durchaus vorzeigbar. Das wird eine spektakuläre Lesung, ich bin mir sicher.»

Und nun war er also da, jener Tag, an dem ich erstmalig als Autor auf der Bühne stehen sollte. Es war ein erhebendes Gefühl, und gleichzeitig wuchs die Aufregung mit jedem Schritt. Ich lief die Rue Jacob entlang, die nach einem kurzen Weg in die Rue de l'Université überging, wo sich der Verlag befand. Wenig später gab ich den Zahlencode ein und stieß mit gemischten Gefühlen die schwere Holztür zu dem gepflasterten Innenhof auf, in

dessen Seitengebäude sich die *Éditions Opale* befand. Draußen rauchte ich noch schnell eine Zigarette.

«Lampenfieber?» Michelle Auteuil erwartete mich bereits, als ich die Verlagsräume betrat. Ich lächelte nervös.

«Möchten Sie einen Kaffee, Monsieur Chabanais?» Madame Petit, deren kleine rundliche Gestalt in einem geblühten Kleid steckte, kam auf mich zu. «Heute ist ja der große Tag. Wir sind auch alle schon ganz aufgeregt. Ihre Mutter hat übrigens eben ...»

Ich sah sie entsetzt an. «Sie haben ihr doch wohl nichts von der Lesung erzählt, Madame Petit?»

Das fehlte noch, dass Maman in der Buchhandlung aufkreuzte und mich mit Beschlag belegte, wenn ich gerade dabei war, mich mental auf die Lesung vorzubereiten. Ich war auch so nervös genug. Ich sah sie schon winkend und mit glänzenden Augen in der ersten Reihe sitzen, hörte, wie sie, während ich aus meinem Roman las, den anderen Besuchern zuraunte: «Das ist *mein* Sohn, wissen Sie? Er hat sich schon als kleiner Junge Geschichten ausgedacht.» Maman meinte es gut, aber sie würde mich völlig aus dem Konzept bringen.

Madame Petit schüttelte den Kopf und machte Unschuldsgaugen. «Nein, nein, natürlich nicht, Monsieur Chabanais. Ihre Mutter wollte Sie einfach nur sprechen und bittet um Rückruf.»

«Ja, ja», wiegelte ich ab. «Später. Gut. Ach, könnten Sie die Blumen netterweise ins Wasser stellen?»

«Aber sicher, sehr gerne!» Madame Petit war ausnehmend hilfsbereit. «Was für schöne Rosen!»

«Kommen Sie, André?» Michelle Auteuil wartete, und ich folgte ihr.

Effizient wie immer hatte unsere Pressedame für diesen Tag mehrere Telefoninterviews für mich vereinbart, am frühen Nachmittag sollte ein Journalist vom *Parisi-*

en kommen, der mich in meinem Büro fotografieren und befragen wollte, um seine Story zu schreiben, und am Abend würde es dann zusammen mit dem Verleger und ein paar Kolleginnen, die sich das Spektakel nicht entgehen lassen wollten, in die Buchhandlung gehen, wo Ar-témise Belfond uns bereits erwartete.

Die Lesung war ausverkauft. Nun ja, es war eine kleine Buchhandlung und nicht das Grand Palais.

«Ich habe alles getan, damit der Abend ein Erfolg wird, André», hatte Madame Auteuil zufrieden gesagt, als wir gegen sieben das Verlagsgebäude verließen. «Nun liegt es an Ihnen.» Sie lächelte ermutigend. «*Bon courage!* Das schaffen Sie schon.»

Es lag an mir, und ich glaube sagen zu können, ich machte meine Sache im Großen und Ganzen ziemlich gut. Die Buchhandlung war bis auf den letzten Platz besetzt, die Buchhändlerin eine ganz reizende Person mit runden blauen Augen, die mich wie einen alten Bekannten begrüßte und mir nach der Lesung beseelt zuflüsterte: «Ich habe es *immer* gewusst! So kann nur ein Franzose über die Liebe schreiben!»

Das Publikum hatte sich offenbar gut unterhalten bei dieser *Lesung für Verliebte*, wie das Veranstaltungsplakat ankündigte, das im Schaufenster hing. Nach ein paar anfänglichen Versprechern, die der Aufregung geschuldet waren und die mir alle «Verliebten» und auch diejenigen, die allein gekommen waren – Frauen zumeist –, großzügig nachsahen, geriet ich richtig in Fahrt. Ich las meinen Text, die Leute hingen an meinen Lippen, ich machte einen kleinen Scherz, alles lachte, ich hätte ewig so weitermachen können. Und als die Buchhändlerin mir schließlich ein Zeichen gab, dass ich allmählich zum Ende kommen sollte, und ich mein Buch mit dem üblichen «Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit» zuklappte,

ging ein enttäuschtes Raunen durch den Raum, dem ein langer Applaus folgte. Man hätte gern noch mehr gehört, aber schließlich sollten die Leute das Buch ja kaufen.

Im Anschluss an meine fulminante Lesung wurden die üblichen Fragen gestellt: *Wie sind Sie auf die Idee für Ihren Roman gekommen, Monsieur Miller? Haben Sie schon immer gern geschrieben? Gibt es das Restaurant aus Ihrem Buch wirklich? Wovon wird Ihr nächster Roman handeln?*

Es war doch gut gewesen, dass ich den Abend mit Michelle Auteuil durchgesprochen hatte. Lächelnd versicherte ich meinem Publikum, dass im Grunde jeder Roman auch etwas mit der Biographie seines Autors zu tun habe, dass sich Erfundenes und Erlebtes oft mischten, dass es das kleine Restaurant mit den karierten Tischdecken tatsächlich gab, dass die Figuren und die Handlung jedoch frei erfunden wären, alles «Phantasie mit Schneegestöber». An dieser Stelle wurde ich ein bisschen rot, aber das bemerkte glücklicherweise keiner – und selbstverständlich hatte ich im Roman alle Namen geändert und ein wenig «Camouflage» betrieben, wie man das so machte, wie andere und berühmtere Autoren als ich es auch schon gemacht hatten, wenn sie die Ereignisse und Erfahrungen ihres Lebens in einen Roman gossen und miteinander vermischten.

Ich versicherte, dass auch mein nächster Roman, den ich schon in der Schublade hätte, sicher wieder in Paris spielen würde, alles andere sei noch geheim. Es war in der Tat so geheim, dass selbst ich es nicht wusste – ehrlich gesagt, hatte ich mir über einen weiteren Roman noch gar keine Gedanken gemacht.

«Wie heißt es so schön – Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst», witzelte ich. «Wobei ich damit nicht andeuten will, dass mein Leben eine einzige Tragödie ist.» Ich erntete ein paar Lacher.

«Und was ist Ihr Brotberuf?», wollte ein Mann wissen, der offenbar von seiner Freundin in die Lesung geschleift worden war. Er schaute etwas kritisch durch seine runde Brille. «Stimmt es, dass Sie in einem Verlag arbeiten?»

Ich schielte zu meinem Verleger hinüber, der, die Hände über den Bauch gefaltet, in der ersten Reihe saß und mir jovial zunickte.

«Ja, das ist richtig. Tagsüber arbeite ich als Lektor, und abends schreibe ich selbst. Wenn Sie so wollen, habe ich aus der Not eine Tugend gemacht.» Ich grinste, und die Leute lachten und klatschten.

«Hört, hört!», rief eine Stimme.

«Er ist großartig, nicht wahr!», hörte ich Madame Petit sagen, die weiter hinten neben Florence Mirabeau saß. Beide Frauen strahlten mich an.

Artémise Belfond war aufgestanden und trat zu mir an den Tisch. Sie schenkte mir ein hinreißendes Lächeln, bevor sie sich an ihre Gäste wandte. «Nun, dann hoffen wir mal, dass Sie noch öfter aus der Not eine Tugend machen, Monsieur Miller», erklärte sie. «Ich jedenfalls bin schon sehr gespannt auf Ihr nächstes Buch. Und ich hoffe, das Lächeln der Frauen wird auch darin eine Rolle spielen. Vielen Dank für diese Lesung, die uns allen sehr viel Freude bereitet hat.» Sie klatschte in meine Richtung, dann wandte sie sich wieder an das Publikum. «Wenn es also keine weiteren Fragen mehr gibt ...»

«Doch, ich ... ich habe noch eine Frage», ließ sich eine ältere Dame aus der letzten Reihe vernehmen.

«Bitte ...» Artémise Belfond erteilte ihr das Wort.

«Junger Mann, Sie schreiben so wunderbar über die Liebe», sagte die alte Dame, und ihre brüchige Stimme rührte mich. «Und auch, wenn die Geschichte, die Sie da in Ihrem Roman erzählen, wie Sie selbst sagen, erfunden ist – oder doch das meiste davon –, wüsste ich gern, wie

Sie selbst zur Liebe stehen. Glauben Sie an Liebe auf den ersten Blick, Monsieur Miller? Und welche Bedeutung hat die Liebe in Ihrem Leben?»

Ich schwieg einen Moment und überlegte. Aurélies süßes Gesicht tauchte vor meinem inneren Auge auf, und plötzlich war ich wieder dort, wo alles angefangen hatte – in der kleinen Straße unweit der Saint-Sulpice-Kirche, wo ich an einem Abend im April stehen geblieben war, weil ein Lächeln hinter dem Fenster eines Restaurants meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Und mit einem Mal durchzuckte mich ein leises Erschrecken bei dem Gedanken, was wohl passiert wäre, wenn ich einfach so vorübergegangen wäre an jenem Abend, wenn ich einfach eine andere Straße genommen hätte, wenn ich einfach gedankenverloren vor mich hin geschaut hätte. Unwillkürlich fasste ich mir ans Herz. Das war unvorstellbar, das war nicht auszudenken, dann hätte ich die Liebe meines Lebens niemals kennengelernt. Aber ich *war* stehen geblieben. Irgendetwas in diesem großen und zumeist unfreundlichen Universum hatte ein Einsehen gehabt, hatte gewusst, dass es sein musste, hatte meine Schritte gelenkt. Und einmal, ein einziges Mal, war ich genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen. Und da war Aurélie, da war ihr Lächeln, und da war mein Glück.

Ich atmete erleichtert aus und hob den Blick. Erst jetzt bemerkte ich, dass es still geworden war in der Buchhandlung. Alle Augenpaare hatten sich gespannt auf mich gerichtet.

«Unbedingt», sagte ich. «Ich bin davon überzeugt, dass es Liebe auf den ersten Blick gibt. Ich kann Ihnen nur nicht erklären, warum das so ist. Wahrscheinlich eines der letzten Mysterien des Universums.» Ich breitete in einer ratlosen Geste die Hände aus.

«Und was ist mit Harry und Sally?», fragte ein Witzbold.

«Ja, was ist mit Harry und Sally?», konterte ich. «Bei manchen dauert die Erkenntnis, dass man zusammengehört, ein halbes Leben. Doch selbst, wenn sich manche Menschen erst auf den zweiten Blick verlieben, gibt es doch vorher immer diesen ersten Blick, mit dem alles beginnt, mit dem alle Geschichten anfangen. Der zweite Blick wäre ja gar nicht möglich ohne den ersten.»

Ein paar Mädchen kicherten, und die alte Dame nickte, offenbar teilte sie meine Meinung.

«Die Liebe ist vielleicht das, worauf wir am wenigsten Einfluss haben», fuhr ich ermutigt fort. «Aber sie ist das Wichtigste in unserem Leben. Liebe ist ... die Antwort auf alles.»

Die Zuhörer sahen mich andächtig an, und für einen Moment war ich von mir selbst ergriffen. Normalerweise neige ich nicht dazu, dermaßen pathetisch zu werden. Aber als ich es sagte, meinte ich es genau so. Das, was wirklich zählte, das, was allem einen Sinn gab, war die Liebe. Ich dachte an meine schöne Herzensbewohnerin, an den Ring in meiner Jackettasche. Ich fühlte mich gut, edel und wahrhaftig. Ich hätte alle Menschen umarmen können.

«Das haben Sie wirklich schön gesagt, Monsieur Miller», meinte Artémise Belfond. «Was kann es an einem Valentinstag für ein besseres Schlusswort geben?» Sie lächelte ins Publikum. «Vielleicht hat Ihnen unsere Lesung Lust auf mehr gemacht. Sie können nun die Gelegenheit nutzen, um den Roman von Robert Miller käuflich zu erwerben und sich Ihr Buch vom Autor signieren zu lassen.»

Ich trank einen Schluck Wasser und schaute aufmunternd in die Stuhlreihen, wo sich die ersten Gäste erhoben, um zu dem Büchertisch hinüberzugehen, der sich

rasend schnell leerte. Leider gab es nicht genug Exemplare für alle Kaufwilligen, und die Buchhändlerin, die mit einem solchen Ansturm wohl nicht gerechnet hatte, versprach, rasch für Nachschub zu sorgen. «Es tut mir so leid, ich bestelle Ihnen den Roman gerne – übermorgen ist er da.»

Ich plauderte und scherzte und schrieb launige Widmungen in die aufgeschlagenen Bücher. Später auch auf Lesezeichen mit dem Covermotiv, die mir in Ermangelung eines Buches von meinen begeisterten Fans hingehalten wurden.

Als eine Stunde später alle Bücher verkauft und signiert waren und am Ende ein junges Mädchen mit seiner Mutter an meinen Tisch trat und beide mir treuherzig versicherten, was für eine *wunderschöne* Liebesgeschichte ich da geschrieben hätte, fühlte es sich mit einem Mal doch sehr gut an, ein Schriftsteller zu sein. Ich muss sagen, so viel Zuspruch hatte ich lange nicht bekommen, und das Gefühl, von fremden Menschen eine so unmittelbare und positive Reaktion auf das, was man selbst geschrieben hatte, zu erfahren, ließ mich ein paar Zentimeter über dem Boden schweben. Es war Serotonin pur.

«Das haben Sie ganz fabelhaft gemacht, André», meinte Jean-Paul Monsignac, als wir nach der Lesung noch bei einem Glas Champagner in der Bar des *Bellier* saßen, wohin Artémise Belfond uns eingeladen hatte. «Das sollten wir bei Gelegenheit wiederholen. Sie kommen gut an bei den Damen.»

«Na ja ...» Ich wehrte bescheiden ab.

«Doch, doch, doch.» Der Verleger schwenkte seinen Zeigefinger und zwinkerte mir zu. «Und was Sie über die Liebe gesagt haben ... André, André, André! Das war

ganz großes Kino. Alle Augen sind feucht geworden, sogar meine.» Er seufzte genüsslich.

«Weitere Lesungen wären sicher eine gute Idee», bemerkte Michelle Auteuil unbeeindruckt von der allgemeinen Gefühlseligkeit. «Das lässt sich einrichten.» Sie rückte ihre Chanel-Brille zurecht, und ich konnte sehen, wie die Rädchen in ihrem Kopf anfangen, sich zu drehen.

Artémise Belfond lehnte sich glücklich in ihrem roten Samtsessel zurück. Sie schlug anmutig die schlanken Beine übereinander und hob ihr Glas, in dem der Champagner perlte. «Ja, ganz recht, das war ganz wunderbar, Monsieur Chabanais! Sie sind ein Naturtalent. Ich glaube, das war die beste Lesung, die ich seit langem hatte. Die Leute haben mir den Roman ja regelrecht aus den Händen gerissen.» Sie lächelte mir zu, und ihre Augen schimmerten. «Ich hoffe, Sie waren nicht das letzte Mal im *Au Clair de la Lune*.»

«Nein, natürlich nicht», versicherte ich euphorisch. «Ich komme gerne wieder. Wann immer Sie wollen.»

«Ich nehme Sie beim Wort.» Die Buchhändlerin ließ ihren Blondschoopf an der hohen Lehne des Sessels zur Seite rollen und wippte mit ihrem zierlichen roten Schuh in meine Richtung. Sie lachte unbefangen, und ich lachte auch, wir alle lachten, und niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass dieser rote Schuh – oder besser gesagt, die Frau, die ihn trug – mir einmal zum Verhängnis werden könnte.

«Auf Robert Miller und seinen Roman!», rief Monsignac. «Ach, was sage ich – auf viele weitere Romane! Mögen die Liebesgeschichten nie aus der Mode kommen!»

«Das werden sie nicht. Nicht in Paris. Auf die Liebe also!», sagte Artémise Belfond mit ihrer sanften Stimme, und wir stießen an und tranken den eiskalten Champagner.

Auf die Liebe also!, dachte ich beschwingt, als ich weit nach Mitternacht die Bar verließ und in den Verlag eilte, um meine Blumen zu holen, die dort noch einsam in der Vase standen. Es war spät geworden. Monsignac hatte darauf bestanden, noch eine weitere Flasche zu köpfen. «So jung kommen wir nicht mehr zusammen», hatte er gerufen. In der Tat schien die blonde Buchhändlerin, die den ganzen Abend über seine Verlagsgeschichten lachte, eine durchaus verjüngende Wirkung auf den Verleger zu haben. Und auch ich selbst war ganz überrascht, als ich auf die Uhr schaute. Die Stunden waren nur so verflogen.

Ich schickte eine kurze Nachricht an Aurélie, die mich sicher schon sehnsüchtig erwartete. *Lesung lief super. Mache mich jetzt auf den Weg und freue mich schon riesig auf dich!*, schrieb ich. Sie antwortete nicht.

Ich tastete noch einmal mein Jackett ab, um mich zu vergewissern, dass die kleine blaue Samtschatulle sicher in der Innentasche steckte. Dann knöpfte ich meinen Mantel zu und ging erwartungsfroh Richtung Boulevard Saint-Germain, wo um diese Zeit kaum noch etwas los war. Ein paar Taxen standen vor der *Brasserie Lipp* und warteten auf letzte Fahrgäste. Ich überquerte die Straße, ohne nach rechts und links zu schauen, und eilte weiter die Rue Cassette entlang. Ich war ein erfolgreicher Schriftsteller und ein glücklich verliebter Mann. Ich war in der Pole-Position, und nichts würde mich aufhalten können.

Als ich auf das kleine Restaurant in der Rue Princesse zusteuerte, durch dessen beschlagene Fenster das Licht auf die Straße fiel, schlug mein Herz in freudiger Erwartung. Ich sah mich die Tür vom Restaurant aufstoßen, wo die letzten Gäste inzwischen schon gegangen waren. Sah Aurélie, die lächelnd auf mich zukam, während Jac-

quie und das Küchenpersonal sich müde gähnend verabschiedeten. Und dann würden wir endlich allein sein. Wie damals, an jenem kalten Abend im Dezember, als wir zusammen das *Menu d'amour* gegessen hatten, weil Robert Miller, dieser Schuft, nicht gekommen war, dafür aber ich. Und wie damals würde ich Aurélie in meine Arme ziehen, aber nicht, um sie zu trösten – ich würde ihr die Rosen überreichen und das blaue Samtkästchen, sie würde es öffnen und mich überrascht und ganz verliebt anschauen, und dann ...

Ich stieß die Tür auf und prallte zurück, so voll war es noch. Jeder, wirklich jeder Stuhl war besetzt. Ausgelassenes Stimmengewirr, Geklapper von Besteck und das Klirren von Gläsern schlugen mir entgegen. Ich blieb überrascht stehen. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Hatten die Liebenden des Saint Valentin um diese Uhrzeit nichts Besseres zu tun, als immer weiter zu essen und zu trinken?

An einem der hinteren Tische entdeckte ich Aurélie. Sie blickte kurz auf und winkte mir zu, bevor sie sich zwischen den Tischen hindurchschob und auf mich zukam.

Als sie mit geröteten Wangen vor mir stand, hielt ich ihr die Blumen entgegen. «Happy Valentine, meine schöne Köchin!»

«Danke, André. Wie nett.» Sie nahm den Strauß, etwas gedankenlos, wie mir schien, und legte ihn beiseite. «Du glaubst nicht, was heute Abend hier los war.» Sie steckte sich eine Haarsträhne wieder fest, die herausgerutscht war, und seufzte entnervt.

«Ich sehe es», sagte ich. «Das wird wohl noch ein Weilchen dauern, bis du hier wegganfst. Wieso sind die alle noch da?»

«Keine Ahnung. So einen Andrang habe ich selten erlebt.» Sie zuckte mit den Schultern. «Und den ganzen Abend rufen hier schon Leute an, um zu reservieren. Ich

verstehe das gar nicht. Ich bin für die nächsten zwei Wochen quasi ausgebucht.»

«*Oh, là, là*», sagte ich. «Du kochst eben zu gut, *chérie*. Meine Lesung lief übrigens auch sehr gut. Ich habe ...»

«Wie schön.» Sie klang nicht sonderlich interessiert. «Das musst du mir später ganz genau erzählen, ja?» Und dann klingelte schon wieder das Telefon. «Siehst du? So geht das schon die ganze Zeit.» Sie machte runde Augen und sah mich bedeutungsvoll an.

Suzette, eine der beiden Bedienungen, trat an den Tresen und nahm den Hörer ab. Dann winkte sie Aurélie aufgeregt herbei.

«Entschuldige ...» Sie seufzte und ließ mich stehen.

Ich sah ihr nach, wie sie zum Tresen ging und Suzette den Hörer etwas unwirsch aus der Hand nahm. Sie wechselte ein paar Worte, schien erstaunt. Dann ließ sie den Hörer sinken und kam wieder zu mir. Ihre Wangen waren flammend rot, und ihre Augen glänzten irgendwie ganz unnatürlich, als sie jetzt sagte: «Da war so ein Journalist vom *Parisien* am Apparat.»

«Ach? Vom *Parisien*? Um diese Uhrzeit? Die haben vielleicht Nerven. Der Typ war heute schon bei mir im Verlag und hat mir tausend Fragen gestellt. Die wollen doch so eine Story über mich und meinen Roman machen. Der Lektor an seinem Schreibtisch und so weiter. Und natürlich soll auch das *Le Temps des Cerises* erwähnt werden, weil es im Buch vorkommt. Aber das hätte ja auch bis morgen warten können. Was wollte er denn?» Das große Interesse an meiner Person schmeichelte mir zwar, aber ich fand das Vorgehen der Journalisten doch etwas gewöhnungsbedürftig, um nicht zu sagen lästig. Diese Presse-Heinis dachten offenbar, dass jedermann Tag und Nacht zur Verfügung stünde.

«Nein, nein, der Anruf hatte nichts mit dir zu tun, André.»

Aurélie sah mich ganz seltsam an, so völlig entgeistert, als hätte sie eine Erscheinung gehabt - und gleichzeitig hatte ich das unbestimmte Gefühl, dass sie im nächsten Moment vor Freude überschnappen würde. Sie fasste mich aufgeregt an den Händen und rief:

«Es ist etwas ganz Unglaubliches passiert, André!»

[...]